



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus Tirol.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Privilegien. Aber doch nur auf die 99 Jahre, für welche sie concessionirt ist? entgegnet der Leser, der 99 Jahre für eine lange Zeit, zumal in unseren Tagen halten mag, aber doch meinen kann, sie seien keine endlose Zeit. Wir antworten: keineswegs. Zwar ist die Dauer der Gesellschaft und der Privilegien derselben in der Concession auf hundert Jahre weniger eins festgesetzt. Da aber diese neunundneunzig Jahre erst von der Vollendung des großen Kanals der beiden Meere zu rechnen sind (à compter de l'achèvement des travaux et de l'ouverture du canal maritime à la grande navigation), so braucht Herr v. Lesseps mit seiner Gesellschaft, um sich für alle Zeiten im Besitz jener Privilegien zu erhalten, eben nichts weiter zu thun, als sich auf die Bewässerung und Bebauung des Wadi Tumeilat zu beschränken und den „canal maritime à la grande navigation“ unvollendet zu lassen. Im Obigen ist bemerkt, daß dies vermuthlich schon jetzt seine Absicht ist, und stört ihm nicht die hohe Politik den Plan, so wird in zehn Jahren der Vetter in Paris eine sehr nützliche Colonie mehr am Mittelmeer haben, die leicht einen Vorwand zu Streitigkeiten mit der ägyptischen Regierung und zu Annectirungen finden lassen wird.

Said Pascha, der Vicekönig, ist soeben zu seinen Vätern und Brüdern in dem großen bunten Grabmal unter der Citadelle von Kairo versammelt worden. Wäre er einer Leichenrede werth, so würde darin unter den vielen Thorheiten, die er während seiner Regierung begangen hat, der Concession des Suezkanals unzweifelhaft die erste Stelle gebühren. Vielleicht hoffte er für den Fall eines ihm unbehaglichen Ausgangs der Angelegenheit auf ein quos ego des britischen Neptun; wahrscheinlicher ist, daß der wohlbeleibte Herr wie die Mehrzahl dieser Türken gar nichts gedacht, nichts gefürchtet und nichts gehofft hat.

Aus Tirol.

Als Overture gingen heuer dem Landtage die Wahlen der Abgeordneten voraus, wobei Herr Bildauer jedenfalls die erste Violine strich. Die Ereignisse, welche sich dabei zutrugen, lassen sich erst jetzt mit voller Klarheit überblicken. Da der Mann, um welchen sich der Kampf drehte,

von Frankfurt ein gewisses Ansehen genoß, so gehört jedenfalls eine kurze Uebersicht jener Händel in die Zeitgeschichte.

Die österreichische Regierung war Wildauer für sein Auftreten gegen Meß ganz gewiß zu größtem Dank verpflichtet; er stritt mit der Zunge glücklicher für sie als ihre hochadeligen Generale mit dem Degen. Man begreift, daß ihr sehr daran liegen mußte, einen so ergebenen Anhänger in den Landtag zu bringen, um so mehr, da man auch von seinem Talent die übertriebensten Vorstellungen hatte. Wildauer wurde daher als Regierungscandidat bezeichnet, und er widersprach nicht. Der officielle Tirolerbote hatte von ihm schon vor einem Jahre eine Reihe Artikel, „Worte der Verständigung“ gedruckt, in denen er das vorhandene Material mit unläugbarem Geschick gruppiert hatte, wie ihm denn Niemand leicht eine saubere Durchführung seiner Arbeiten bestreiten wird. Dadurch erregte er den Grimm der Klerikalen, und diese behaupteten, er habe sich im Jahre 1861 um ihre Stimmen für die Erlangung eines Sitzes im Abgeordnetenhause beworben und dabei zugesagt, gegen die Ansiedelung der Protestanten in Tirol zu wirken. Er wurde offen als politischer Achselträger bezeichnet. Die Sache schien jedoch schon eingeschlafen, als er durch sein Auftreten als Candidat die Asche von der Kohle blies. Die alten Gerüchte von der Zweideutigkeit seines Charakters erwachten wieder, seine Freunde glaubten sie als Verläumdung vornehm beseitigen zu können. Die Führer der Ultramontanen hatten sich bisher schweigend verhalten, nun fühlten sie sich jedoch in ihrer Ehre angegriffen und veröffentlichten, Greuter an der Spitze, eine Erklärung, worin sie, wenn auch in sehr gemäßigten Ausdrücken, für die Wahrheit jener Gerüchte einstanden.

Wildauer mußte erwidern, und er suchte den Pelz zu waschen, ohne ihn naß zu machen. Die Klerikalen wiederholten ihre Anklage schärfer und bestimmter. Nun konnten auch die Liberalen nicht mehr ruhig bleiben, denn wollte Wildauer als Candidat durchdringen, so mußte es durch ihre Stimmen geschehen; wie sollte man ihnen aber zumuthen, einem unzuverlässigen Menschen, der nur den Antrieben niedrigen Ehrgeizes folgend auf jede Weise sich emporzuarbeiten trachtete, die Eßelsbrücke zu bauen? Wildauer wurde daher in der Innzeitung aufgefordert, sich zu rechtfertigen. Die passendste Gelegenheit dazu bot die Wahlversammlung der Liberalen am 27. December. Das Comité der Mittelpartei, welches Wildauer auf seinen Schild geschrieben hatte, erschien ebenfalls, ein Mitglied desselben, Professor Kleinschrod, hatte im vollen Vertrauen des Sieges die ultramontanen Unterzeichner jener Erklärung aufgefordert, als Ankläger zu kommen. Sie weigerten sich dessen anfangs, indem sie auf ihren Charakter als Priester verwiesen, behauptend, daß demselben eine solche Rolle nicht angemessen sei. Nun wählte aber Professor Kleinschrod solche Ausdrücke, daß sie nach ihren eigenen Worten kommen mußten, wenn sie nicht als

Schufte und Verläumber dastehen wollten. Und sie kamen! Auch Wildauer kam. Noch kurz zuvor hatte er Greuter mit einer Denunciation, welche ihm Amt und Stelle kosten sollte, bedroht, wenn er mit seiner Anklage fortfahre; vielleicht mochte er jetzt in der Erinnerung seiner Frankfurter Triumphe denken, er brauche nur den Mund aufzuthun und seine Gegner müßten erstickt vom allgemeinen Jubelgeschrei verschwinden.

Lassen Sie mich über die ungeheuer schmachvolle Scene, die erfolgte, schweigen. Wildauer soll sich dabei ausgenommen haben, wie Einer, dem man das Fleisch mit glühenden Zangen vom Leibe zwickt. Bläß, verwirrt, niedergeschmettert verließ er den Saal, während die Anwesenden, erschüttert durch das Gottesgericht der öffentlichen Meinung, schwer aufathmeten. Nicht bloß die politische Ehre, sondern auch seinen Ruhm als Redner hatte er zurückgelassen; denn nur so lange sich kein Einwurf gegen ihn erhob, vermochte er zu sprechen, und man sagte sich nun, daß er von Frankfurt, wenn es dort zu einer Debatte gekommen wäre, vielleicht einen Orden und Geld (denn das Ministerium ließ ihm für seine Reise 300 Fl. auszahlen), aber schwerlich Lorbeeren geholt hätte.

Tags darauf trat die Mittelpartei — seine Partei — größtentheils aus Beamten bestehend, zusammen. Hier wurde ihm noch das letzte Feigenblatt abgerissen, so daß er in stummer Blöke abzog. Gerade seine ehemaligen Anhänger standen ihm nach allen Berichten am ergrimmtesten gegenüber; sie fühlten sich blamirt, daß sie einen solchen Erbärmlichen als Candidaten aufgestellt, sie waren empört, weil er ihnen Mann gegen Mann feierlichst versprochen, seine Ankläger niederzuwerfen. Doch genug davon. Offiziere, welche ihm früher ihre Stimmen geben wollten, sollen nach diesen Auftritten versichert haben, es vertrage sich nicht mit ihren Begriffen von Ehre, ihn noch zu wählen, nachdem er die erhobenen schweren Anklagen nicht zu widerlegen vermocht.

So kam es, daß Wildauer bei der letzten Wahl von 600 nur 10 Stimmen erhielt. Das schreckte ihn jedoch nicht ab, am 3. Januar sein Glück in Rattenberg zu versuchen, freilich fiel er auch hier durch. Muth kann man ein solches Benehmen wohl schwerlich nennen, und was sollen wir zur Frechheit mancher ministerieller Blätter sagen, die den Thatbestand zu vertuschen streben, seine Niederlage aus dem Reide der Gegner ableiten und es den Liberalen verübeln, daß sie ihn nicht dennoch wählten? Wenn ihn der Herr Statthalter zugleich mit den Abgeordneten des Landtages einlud, so ist das seine Sache. Wenn man zu Wien bei Staatsmännern den Hautgout liebt und die Genß und die Fröbel beruft, immerhin! Nur möge man sich nicht beifallen lassen, sie einer Partei, welche sich ehrlicher Zwecke bewußt ist und sich mit dem Ministerium Schmerling, insoweit dieses ehrlich den Fortschritt will, solidarisch verbunden glaubt, als Candidaten zu oetroyiren und zu schmollen, wenn man sie sitzen läßt. Wildauer selbst wird von seinen Freunden schlimm bedient, wenn

sie ihn stets auf solche Art in die Deffentlichkeit stoßen. In stiller Zurückgezogenheit vernarben seine Wunden gewiß eher.

Zu Innsbruck behielt schließlich die liberale Partei das Oberwasser, obwohl die Klerikalen alle Mittel erschöpften und ihre letzte Reserve in das Treffen führten. Dieser Sieg, doppelt wichtig, weil er in der Landeshauptstadt errungen wurde, zeigt, daß auch in Tirol der Fortschritt wesentlich auf dem Bürgerthum beruht.

Was die Verhandlungen des Landtages betrifft, so sind die ersten Zukunften unserer italienischen Frage von allgemeinem Interesse. Aus Wälschtirol erschienen nur fünf Abgeordnete, und diese legten Verwahrung ein, daß man aus ihrer Theilnahme am Landtag zu Innsbruck nicht etwa auf die Absicht schließen möge, als ob sie sich der Majorität in Bezug der Vereinigung mit Deutschtirol fügten. Wälschtirol strebe die Trennung an und müsse sie anstreben, es hoffe übrigens die Erfüllung seiner gerechten Wünsche. Elf Abgeordnete, welche dem Ruf nach Innsbruck nicht gefolgt waren, schickten die Erklärung ein, daß das Trentino und die wälschen Confinen bis zur Säcularisation 1803 nie zu Tirol gehört und daher das Recht auf einen eigenen Landtag hätten. Sie könnten sich daher nicht bestimmt fühlen, auf dem Landtage zu Innsbruck zu erscheinen. Uebrigens sind beide Parteien der Deutschtiroler darin einig, den Wälschen jede mögliche Rücksicht in Bezug auf Selbständigkeit zu gewähren, jedoch nie und nimmer für das Ausscheiden eines so wichtigen Gebietes wie das Trentino aus dem deutschen Bunde zu stimmen. Wenn man übrigens die Parole der Wälschtiroler offen aussprechen soll, so lautet sie auf Anschluß an Italien. Sie werden dabei wahrlich nicht durch die Aussicht auf materiellen Gewinn bestimmt; denn es läßt sich statistisch beweisen, daß ihnen durch die Trennung von Tirol sehr beträchtliche Vortheile entschlüpfen. Es ist das „Nationalitätsfieber“, wie sich unsere officiellen Blätter ausdrücken; dieses spornt sie, daß sie den Fleischtöpfen Aegyptens entsagen wollen. Wir müssen sie deswegen nur um so höher achten, obwohl wir andererseits die Zumuthung lächerlich finden, daß Deutschland und Tirol ihre unzweideutigen Rechte mir nichts dir nichts aufgeben sollen.

Ein interessantes Zwischenspiel führte die Interpellation Golddeggs herbei: „warum man Depretis kein Wahlcertificat ausgestellt habe, so daß es ihm unmöglich gewesen, auf dem Landtage 1861 zu erscheinen.“ Depretis ist ein italianissimo, den die Regierung wegen seiner entschiedenen Parteiliebe nach Graz internirt hatte. Daß unseren Staatsmännern seine Theilnahme am Landtag wenig Freude verursacht hätte, begreift sich daher leicht. Der Statthalter erwiderte Goldegg: „Man habe den Aufenthalt des Depretis nicht gewußt, und ihm daher das Wahlcertificat nicht ausfolgen lassen können.“ Das Beste kommt nun hintennach. Soeben theilt man uns aus Innsbruck mit, Depretis habe

in einem Briefe die Angabe des Statthalters als unwahr bezeichnet, indem er bereits in den ersten Tagen des April 1861 sein Certificat vom Bezirksamte gefordert und dieses darüber an die Statthalterei berichtet habe.

Die Frage der sogenannten Glaubenseinheit hängt vorläufig in der Luft. Die Ultramontanen wollen sich dieses Mal damit begnügen, ein allerunterthänigstes Bittgesuch an den Kaiser zu richten, er möge sie in der alten Einfachheit erhalten und vor der Ansteckung durch Kezer jeder Sorte bewahren. Amen!

Deutsche Briefe aus der preussischen Provinz Posen.

Schluß von 2.

Die Leute.

Haben Sie noch Geduld, mit mir eine Bauernhochzeit zu besuchen? Treten wir wenigstens einen Moment ein. Die Braut ist siebzehnjährig; mündig ist der Bräutigam auch noch nicht; er wird nach der Trauung bei seinem Schwiegervater, einem Stellmacher, in Haus und Lehre treten. So gering ist er nicht, wie der arme Teufel, der ein Mädchen heirathete, weil er ihr drei Thaler Wasch- und Nähterlohn schuldig war, die er nun nicht zu bezahlen brauchte. Er hat seine 40 bis 50 Thaler Geld. Deshalb hat auch der Schwiegervater 10 Thlr. zu Fleisch für die Hochzeit hergegeben. Die dafür beschafften Braten, sowie der Branntwein zum Schmause kommen auf ihn. Für das Uebrige sorgen die Gäste, die trotzdem oft Tage lang bei Tanz und Lustbarkeit zusammenbleiben. Auf den Teller, der jetzt herumgeht, wollen wir auch ein Geldstück legen. „Für die Haube“ der Braut wird gesammelt und in dieser zarten Form das Hochzeitsgeschenk von jedem Geladenen beigesteuert. — Da ist denn freilich eine Bauernhochzeit in der Gegend von Unruhstadt und Karge lockender. Dort setzt man Ihnen einen Topf zur Seite, in welchem Sie aufheben, was Sie von den vorgelegten Speisen: halbe Gans, ganze Pfunde Braten u. s. w. nicht essen können. Dies Ragout nehmen Sie dann mit.

Vorgelegt und aufgehoben wird auf der Judenhochzeit auch; wenn auch dabei ein Bogen Papier den Topf vertritt. Eine solche wünschte ich Ihnen zeigen zu können. Der Bräutigam mit der Kappe auf dem Kopfe, den weißen Mantel mit buntem Rande über das Sterbehemd geworfen, die Braut ganz